Editorial

von Karlheinz Weißmann

Als die Regierung Schröder zwecks psychologischer Vorbereitung des neuen Staatsbürgerschaftsrechts Plakate hängen ließ, auf denen Menschen orientalischer, mediterraner, afrikanischer und asiatischer Herkunft fotografiert waren, dazu der Satz „Typisch deutsch“, fielen die Reaktionen so negativ aus, daß die Aktion stillschweigend abgebrochen wurde. Man hatte offenbar geglaubt, der fehlende Widerstand im Parlament und in der Bevölkerung selbst könnte als Zustimmung oder wenigstens als billigende Hinnahme des Projekts „Multikulturalismus“ gedeutet werden.

Es hat seitdem eine Änderung der Taktik stattgefunden. Man setzt nicht mehr auf demonstrative Akte, sondern auf die normative Kraft des Faktischen – den Anstieg der Wohnbevölkerung ausländischer Herkunft –, kombiniert mit einer subtilen Beeinflussung vor allem der Heranwachsenden, die schon im Kinderfernsehen mit der neuen „Normalität“ vertraut gemacht werden. Es steht dahinter die Absicht der „Sinnvermittler“ (Helmut Schelsky), einen gesellschaftlichen Zustand – den ethnischen „Mix“ – vorwegzunehmen, einzugewöhnen und seine Unausweichlichkeit vor Augen zu stellen.

Zu diesem Konzept gehört offenbar auch, die Frage nach der nationalen Identität bevorzugt von Migranten beantworten zu lassen. Die gefeierte Filmproduktion *Roots Germania* von Mo Asumang muß man in diesem Zusammenhang genauso nennen wie die alberne Plaudershow *Kaya Yanar testet Deuschland*. Das alles wäre nicht weiter beunruhigend, wenn es starke Gegenakzente gäbe. Die fehlen aber. Bewegt man sich weiter im Medium Fernsehen, fällt auf, daß gar keine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema stattfindet. Erörtert das *Philosophische Quartett* zu nächtlicher Zeit das Thema „Wie deutsch soll Deutschland sein?“, ist der ironische Tonfall unüberhörbar. Da kann man zwar mit Genugtuung registrieren, daß sich Necla Kelek in ihrer neuen Heimat wohlfühlt, aber auf die berechtigte Frage, was denn eigentlich „deutsch“ sei, fällt Rüdiger Safranski nur das Bekenntnis zum „liberalen Westen“ ein, als dessen Teil man sich hier zu begreifen habe, wo „zufällig“ deutsch gesprochen werde.

Gestellt hatte die Frage Maxim Biller, dessen Auftreten man unerträglich finden darf, der sich aber eben nicht mit den Floskeln des neuen Konsensus abspeisen lassen wollte. Er insistierte, daß es in Deutschland immer noch ein kaum verborgenes Beharren darauf gebe, etwas anderes als eine „Gesellschaft“ zu sein, daß man untergründig eine „barbarische“ Kraft bemerke und gegenüber den Verhältnissen in der alten Bundesrepublik eine irritierende Verschiebung des Selbstverständnisses stattfinde.

Biller machte das vor allem an zwei Details der öffentlichen Debatte fest: der zunehmenden Kritik an der Vergangenheitsbewältigung und der anderen Bezugnahme auf den Widerstand gegen das NS-Regime. Seiner Meinung nach ist ein Überdruß an der Auseinandersetzung mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 zu spüren – in der Sendung hat Peter Sloterdijk von der „Zwölf-Jahres-Mauer“ gesprochen – und ein Unwille, sich dauernd für etwas schuldig zu fühlen, was in immer größere historische Ferne rückt und offensichtlich ein Mittel der Manipulation ist. Der Vorgang steht für Biller im Zusammenhang mit einer Umwertung des Widerstandes gegen Hitler, wobei Gruppen wie die „Weiße Rose“ an Bedeutung verlören, während der – ganz sicher nicht von „Demokraten“ getragene – Widerstand des Zwanzigsten Juli ins Zentrum trete und die Grundlage für ein neues Nationalbewußtsein bilde.

So fragwürdig man Billers Bewertung dieser Prozesse finden mag, man muß doch hoffen, daß seine Analyse den Tatsachen näher kommt als die der übrigen Teilnehmer des *Quartetts*. Denn wenn sich Deutschland in die kulturelle und politische Postmoderne verabschiedet, dann wird nichts mehr davon übrigbleiben, was den Namen verdient. Wenn aber das „geheime Deutschland“ fortbesteht und dessen Feinde seine Existenz sicherer wahrnehmen, dann besteht Hoffnung.